

# Die Neue Welt

Nr. 40

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Das Kloster in den Lagunen.

Novelle von Minna Kautsky.

Die Erzeugnisse der Spitzenschule von Burano wurden zwar vielfach gerühmt, aber wenig gekauft. Die Privatwohlthätigkeit, deren Mission es zu sein scheint, zu erhalten, was nicht mehr zu halten ist, hatte es unternommen, diesen alten, einst blühenden Industriezweig wieder ins Leben zu rufen, in der Absicht, der armen Bevölkerung dieser Insel in den Lagunen Venedigs, die nur vom Fischfang lebte, ein wenig aufzuhelfen. — Diese Absicht war gut und es hatte sich auch eine hinlängliche Anzahl von Schülerinnen auf Burano gefunden, aber die Fortschritte in der Maschinentechnik sind auf diesem Gebiete so groß und die Konkurrenz mit den renommierten Firmen war eine so drückende, daß das Unternehmen nur durch die Ausbeutung der Schülerinnen und die erbärmlichste Bezahlung der Arbeiterinnen sein Dasein fristete. — Die Schule war in einem alten Palazzo untergebracht, und in der Sala, jenem Raum, der in der italienischen Architektur eine so große Rolle spielt, waren um diese, dem Mittag sich nähernde Stunde an vierzig Arbeiterinnen und Schülerinnen versammelt. Es waren meist junge Mädchen, die an den hohen, nicht verhängten Fenstern saßen, die ihnen die nötige Helle für ihre augenangreifende Beschäftigung spendeten. Sie zählten die feinen Fäden und stichelten die Ornamente heraus. Dabei waren sie keineswegs ruhig. Sie schnatterten und kicherten unaufhörlich und seufzten und stöhnten dazwischen. Sie litten ebenso unter der steigenden Hitze, wie unter der Mühseligkeit ihrer Arbeit, der sie hart vier Stunden unausgesetzt oblagen. Aber wenn ihnen auch auf der Stirn und am Hals die feuchten Perlen standen, ihre Hände mußten trocken und kühl sein und sie wischten sich mit einem weichen, in Ruder ge-

tauchten Strohhäutchen wieder und immer wieder die Finger ab, welche die feinen Nadeln führten. Die Vorsteherin, eine stattliche Frau von vierzig Jahren, voll und energisch, befand sich hinter dem Verkaufstisch in der Mitte des Saales.

Sie prüfte mit Aufmerksamkeit eine handbreite Spitze, die sie eben einer Arbeiterin aus der Hand genommen, die zuwartend vor ihr stand. Es war eine schlanke Mädchengestalt, der

„Das ist ganz schlecht, Marietta, das kann ich nicht brauchen,“ sagte nun diese.

„Schlecht? O Signora —“ Marietta faltete wie beschwörend die Hände.

„Siehst Du es denn nicht selbst, was willst Du? — Diese Rosette ist fehlerhaft, sie muß getrennt werden.“

„Getrennt!“ es klang wie ein Schreckensruf — dann dämpfte Marietta ihren Ton zu einem Flüstern herab. „Ich werde es trennen — gewiß — morgen — aber heute

— o bitte, zahlen Sie mich aus und lassen Sie mich gehen.“

Die Vorsteherin schüttelte den Kopf. — „Unmöglich, vorher muß die Rosette in Ordnung sein, Du mußt am Nachmittag wiederkommen.“ — „Aber ich kann nicht!“ rief Marietta, in einen leidenschaftlichen Akzent übergehend. „Ich wollte ja, wollte mich zwingen — aber mir zittern die Hände — die Augen schwimmen in Tränen — ich kann nicht, Santa Madonna, ich kann nicht! — Ich will fort, sogleich! Lassen Sie mich hinaus, ich bleibe nicht länger!“ „Ehe nicht die Mittagsglocken läuten, verläßt keine Arbeiterin das Lokal,“ sagte Signora Battoni ohne Härte, aber mit großer Bestimmtheit. „Du kennst die Ordnung. Und nun sei ein wenig

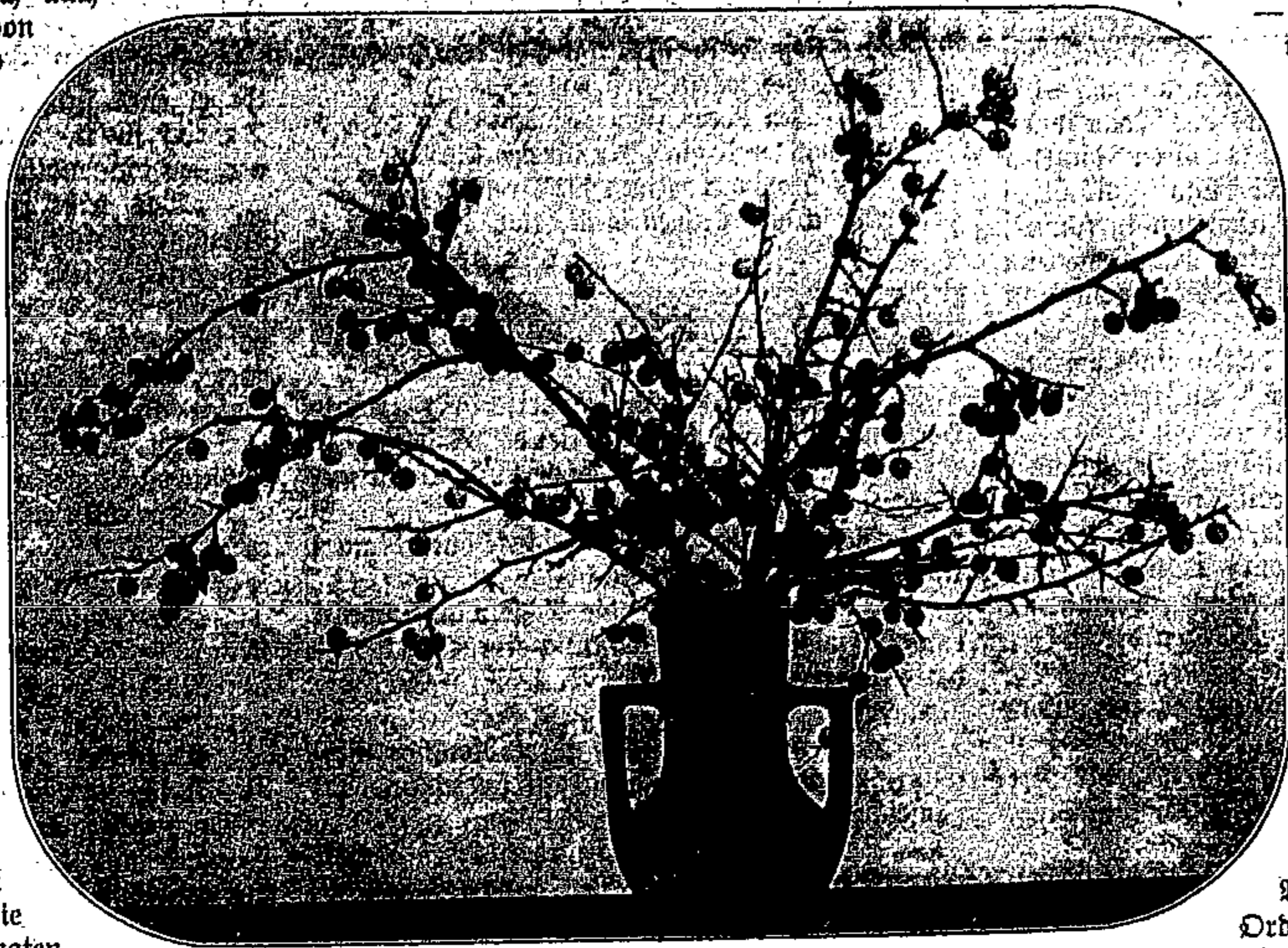
vernünftig, Marietta, suche Dich zu

beruhigen, bedenke, Du mußt doch arbeiten, wovon willst Du denn leben?“

„Leben, leben!“ rief das junge Geschöpf in bitterer Auflehnung, „aber ich will gar nicht mehr leben, ich bin zu unglücklich!“

Das leidenschaftlich erregte Geschöpf warf sich mit dem ganzen Oberkörper über den Tisch und brach in ein konvulsives Schluchzen aus. — Eine laute Kundgebung der Teilnahme von seiten ihrer Kameradinnen erfolgte.

Einige drängten sich an sie, suchten sie aufzurichten und zu trösten, die anderen besprachen



Gaben des Herbstes als Zimmerschmuck.

(Schwarzblaue Schlehen in grün patinierter Vase.)

Gals schmal und fein und ebenso das Gesicht, das durchaus edle Linien zeigte. Ihr rabenschwarzes Haar war nicht kraus und wirr, wie das der übrigen Mädchen, in weichen Wellen hauchte es sich an der Stirn empor und fiel dann tief gegen die zarten Wangen herab. Ihre großen Augen, von dunklen Fransen umschattet, waren jetzt mit einem ängstlichen Ausdruck auf die Signora gerichtet; sie erwartete ihren Richterspruch.



mit Eifer ein Ereignis, das Marietta berührte und für sie Geheimnisse enthielt, hinter die sie leider noch nicht gekommen waren.

Plötzlich verstummte das Stimmengewirr wie auf Kommando.

Draußen war die Glocke gezogen worden; es kam Besuch, die Vorsteherin wies mit einem Blick die Mädchen an ihre Plätze, dann ging sie selbst zur Tür und öffnete die schweren, eichenen Flügel.

Ein junges Paar stand an der Schwelle, das glückstrahlende Gesicht des Mannes, die keusche Anmut seiner noch sehr jugendlichen Begleiterin, die sich eng an ihn schmiegte, ließen sie unsicher als Neuvermählte erkennen.

Signora Vattoni lächelte.

Hochzeitsreisende, die noch ineinander verliebt waren, das war ihre beste Kunde.

„Bitte, treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist,“ sagte sie freundlich.

„Wir möchten mit Ihrer Erlaubnis die Anstalt besichtigen, von der ich und meine Frau“ — er betonte es zärtlich — „schon so viel Nühmenswertes gehört haben.“

Signora Vattoni verneigte sich mit der Haltung und Würde einer Patrizierin: „Ich stehe zu Ihren Diensten.“

Sie ging voraus an die rechte Seite des Saales, wo einige größere Stücke in Arbeit waren, um sie zu zeigen.

Die Mädchen erhoben sich eine nach der anderen, als die Fremden an ihnen vorüber schritten. Die Vorsteherin winkte allerdings mit der Hand, sie sollten nur weiterarbeiten und sich nicht stören lassen, aber jede Unterbrechung war ihnen viel zu willkommen, als daß sie sie nicht mit Wonne benützt hätten. Und das junge Paar erregte ihr besonderes Wohlgefallen.

Die junge Dame war auch so hübsch; sie war ganz in Weiß gekleidet und trug einen Hut, der wie ein Rosenbeet aussah, und einen weißen, mit Spizen besetzten Sonnenschirm. Dieser Sonnenschirm imponierte ihnen am meisten. Sie knixten und lächelten, wobei sie die weißen Zähne zeigten, und als das Paar ihnen freundlich dankte, bligte aus ihren dunklen Augen so viel Schelmerei und gutmütige Lustigkeit, daß der Besucher nicht umhin konnte, der Vorsteherin über die guten Manieren und das gute Aussehen ihrer Arbeiterinnen ein Kompliment zu machen.

„Wir haben auch die besten und geschicktesten Mädchen aus Burano,“ entgegnete diese trocken.

„Und wie nett und anständig sie gekleidet sind,“ flüsterte die junge Frau, „und alles steht ihnen gut, selbst das krause, zerraupte Haar.“

Aber Signora Vattoni wünschte ihre Spizen und nicht ihre Näherinnen bewundert zu sehen. Sie nahm einem Mädchen die Arbeit aus der Hand und zeigte sie vor.

„Ein herrliches Ornament, sieh nur, Germinie,“ sagte der Gatte.

„Ach ja, und die feine Arbeit; denke Dir nur, Armand, das wird alles, Stich für Stich, mit der Nadel gemacht.“

„Wie lange arbeitet ein Mädchen an diesem handbreiten Stück?“

„Drei Monate,“ antwortete das Mädchen vornehm selbst, indem es einen kleinen Knix machte und dem hübschen Kavaliere in die Augen sah.

„Und was verdienen Sie dabei?“ fragte er weiter.

„Wenn ich recht fleißig bin —“

„Aber sie ist es nie,“ unterbrach sie die Vorsteherin scherzhaft.

„Das Sizen ist so hart,“ antwortete die Kleine mit einem Seufzer, „aber ich verdiene mir doch recht häufig fünf Lire in der Woche.“

Germinie blickte ihren Mann ganz erschreckt an. „Fünf Lire für eine solche Arbeit!“

Der Doktor erkundigte sich nach den Wohnverhältnissen im allgemeinen; Germinie begann sich im Saale umzusehen.

An der einen Wand befand sich ein großer Glasschrank, in dem antike Muster und Brunnstüde ausgestellt waren.

Sie wollte sie näher ansehen, machte aber plötzlich Halt, noch ehe sie ihn erreicht hatte.

An der Schmalseite des Schrankes, so daß sie nur im Profil zu sehen war, lehnte, die Hände am Rücken verschränkt, ein junges Mädchen von ungewöhnlicher und sympathischer Schönheit.

Ihr Kopf war gegen die Brust geneigt, die Augen gesenkt. Bewegunglos starrte sie vor sich hin, in sich versunken, unberührt von den Vorgängen um sie herum. Einem Steingebilde wäre sie ähnlich gewesen, hätte nicht in jeder Muskel der Ausdruck seelischen Leidens sich ausgeprägt, hätte es nicht um diesen süßen Mund gequält, wie von verhaltenen Tränen. Aber das machte ihre Schönheit so rührend und gab ihr einen aparten Reiz.



### In der Schmiede.

Der Tag ist schwül, der Tag ist heiß,  
Wenn ich das Eisen streck' und itauch'.  
Die Stirne badet sich im Schweiß.  
Wie rote Perlen, heiß und dicht,  
Sprüh'n mir die Funken ins Gesicht  
Und was ich atme, es ist Rauch.

Der Tag ist heiß, der Tag ist schwül,  
Das Eisen hart, der Hammer schwer, —  
Und blasen auch die Bälge kühl,  
Sie fachen vor erhitztem Blut  
Nur heißer an die rote Glut,  
Bis draus erwacht ein Flammenmeer.

Der Tag ist schwül, der Tag ist heiß,  
Die Feuer lodern grell und rot.  
Aus allen Poren rinnt der Schweiß  
Erschöpfter Kraft. Der Muskel schwillt.  
Das Brot, das meinen Fleiß vergilt,  
Es' ich mit Tränen in der Not.

S. Stadlinger.



„Ist das auch eine Arbeiterin?“ fragte Germinie leise das sie begleitende Mädchen.

„Gewiß,“ antwortete diese, „Marietta gehört zu unseren geschicktesten.“

„Sie heißt Marietta? Welch schöner Name! Und warum arbeitet sie nicht?“

Das Mädchen zuckte die Achseln und schnitt eine Grimasse. Bei Nennung ihres Namens hatte Marietta aufgesehen und ihre Stellung verändert.

Da vermochte Germinie ihrer Neugier nicht länger zu gebieten; sie ging auf sie zu und bat schmeichelnd:

„Wollen Sie mir nicht auch Ihre Arbeit zeigen?“

Marietta schüttelte energisch verneinend den Kopf, ohne zu antworten.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich unbescheiden gewesen,“ sagte die junge Frau, sichtlich verletzt.

„O, sie will sie Ihnen nur deshalb nicht zeigen, weil sie schlecht ist,“ versicherte ihre Begleiterin.

„Schlecht? — das glaube ich nicht, weshalb sollte sie schlecht sein?“

„Weshalb?“ Marietta hatte sich gegen die Dame umgedreht und maß sie von oben bis unten mit einem finsternen Blick.

„Was wissen Sie — und wenn ich es Ihnen auch sagen wollte, Sie könnten es doch nicht verstehen, mein schönstes Fräulein.“

„Nicht verstehen?“ Germinie sah nun wirklich sehr beleidigt aus. „Sie dürfen mich für kein Kind halten und ich bin auch kein Fräulein mehr — ich bin verheiratet.“

„Sieh da!“ erscholl es nun verwundert ringsum, und voll von jenem Interesse, dem Weiber in rein weiblichen Angelegenheiten sich immer zuwenden, drängten sich alle näher, um diese Jungverheiratete sich anzusehen.

„Ja, seit acht Tagen bin ich schon verheiratet,“ gestand Germinie mit verschämter Vertraulichkeit, „und das ist mein Mann.“

Sie blinzelte nach ihm hinüber, der noch immer mit der Vorsteherin plauderte.

„Ein sehr schöner Herr,“ bekannten die Mädchen in unerböhlener Bewunderung.

Germinie nickte.

„Und er ist so gut und er liebt mich so sehr.“ Marietta hatte plötzlich ihre Hand ergriffen; sie blickte ihr in die Augen, tief und schmachtend, und flüsterte in ihrem süßen venetianischen Dialekt ihr zu: „Glückseliges Weib!“ Dann ließ sie die Hand los, und wie von Schmerz durchzuckt, warf sie einen ihrer braunen Arme über die Augen. Germinie wandte sich, mit der stummen Frage, was denn das wieder heißen solle, ihren Kameradinnen zu. „Sie ist auch verheiratet,“ belehrten sie diese rasch. „Vor vier Tagen hatte sie Hochzeit — wir waren auch dabei — o sie ist sehr schön gewesen — aber ihr Mann, der Abscheuliche —“

Sie kamen in ihren Mitteilungen nicht weiter, Marietta ließ den Arm fallen, stellte sich den Mädchen entgegen und aus ihren tränenüberströmten Augen brach ein Blick zorniger Empörung.

„Schweig!“ rief sie, „redet nichts von ihm — Ihr wißt nichts von ihm, und wißt nichts von dem, was mir das Herz zerreißt — Ihr könnt nur Lügen hervorstottern, Lügen, Lügen, so groß wie der Markusplatz!“

Germinie sah gespannt, fast erschreckt, in die wildbelebten Züge dieses schönen Geschöpfes, ihr eigenes junges Herz bebte vor Aufregung. Da rief sie ihr Mann beim Namen und im nächsten Augenblick stand er an ihrer Seite.

„Was habt Ihr denn hier?“ fragte er, offenbar belustigt, daß seine kleine Frau sich mit diesen Arbeiterinnen so intim gab, was ihr in der Heimat wahrscheinlich nicht eingefallen wäre. Er mahnte zum Gehen, vorher aber wollte die Signora so freundlich sein, ihnen einige von ihren schönen Mustern vorzulegen.

„Du kannst Dir zum Andenken etwas aussuchen, sagte er galant.“

„Du willst mir Spizen kaufen?“ fragte die junge Frau.

„Wenn Du sie tragen willst.“

„Da fragst Du noch? O, Du lieber, guter Mann!“ Sie war alsbald von der Wahl und dem Ankauf der Spizen so sehr in Anspruch genommen, daß sie alles Uebrige vergaß.

Er mußte die kostbaren Points in seiner Brusttasche verwahren, dann hing sie sich mit einem glückstrahlenden Lächeln in den Arm ihres Armand und die beiden verließen, Germinie mit leichtem Sinn, ihr Gatte mit erleichtertem Portemonnaie, die Spizenschule.

Auf der Straße angekommen, wurden sie von einigen herumlungernenden Burschen, die auf die Fremden Jagd machten, entdeckt, mit Subel begrüßt und als Gemeingut in Empfang genommen. Man umdrängte sie mit Unerbietungen und Matschlägen.

„Wollen Sie eine Erfrischung, Signor?“ — „Die Signora wird einer solchen bedürftig sein.“ — „Ein Pranzo, gut und billig.“ — „Ich führe Sie, Signor.“ — „Ich, Signor, ich, ich werde Sie in eine Osteria führen, in unsere beste“ — so erscholl es in drolliger Wechselrede.



„Ich brauche Euch nicht dazu,“ rief Armand, die Zudringlichen mit der Hand zurückweisend.

„Dann fallen Sie in schlechte Hände, Signor,“ rief ein dunkelgebräunter, schon ziemlich erwachsener Bursche mit äußerst verschmitzten Augen, „es würde mir sehr leid tun, der schönen Dame wegen, und auch Sie würden es bereuen, Signor.“

Armand mußte unwillkürlich lachen, und er ließ sich zu dem Geständnis hinreihen: „Das beste Wirtshaus ist immer dasjenige zunächst der Kirche, und das will ich schon herausfinden.“

„O, Sie haben recht, Signor, sehr recht,“ rief der braune Jüngling mit geschmeidigster Zustimmung, und schon sprang er voraus und stürzte in die Osteria alla Stella d'oro, die in der Straße, nur einige Häuser abwärts, sich befand.

„Padrone, ich bring Euch eine gute Nachricht,“ rief er ganz atemlos dem Wirte zu, einem Kleinen untersehten Manne mit struppigem Wadenbart, fettriessender dunkelblauer Jacke und ebensolchen Weinkleidern, der ihm hastig und püstend entgegenkam; seinen Worten durch die verrentestesten Gestikulationen noch mehr Nachdruck verleihend, fuhr der Junge fort: „Er wollte zu Pietro da drüben, Ihr wißt, alle Fremden sind auf den „schwarzen Löwen“ versessen, aber ich habe ihn vor dieser Bestie gewarnt und Guern Stern so hell geschmeizt“ — er machte die bezeichnende Gebärde — „daß er, davon geblendet, hereinfallen wird.“

„Gut,“ sagte der Wirt mit einem zufriedenen Winkeln und rieb sich die fettigen Hände an den Lenden, „Du bist ein Teufelsjunge.“

„Ihr wißt, ich bringe Euch nur was Feines; der da ist gut zum Nupfen, es ist auch eine Dame dabei.“

Der Bube lachte und der Wirt stimmte ein.

„Da ich aber das Meinige getan, so tut jetzt das Eurige.“

Er hielt dem Padrone die offene Hand hin, dieser schlug darauf.

„Daß sie erst kommen, dann sollst Du was haben.“

„So dumm bin ich nicht, Padrone; ich will meinen Lohn oder“ — der Bursche sprang gegen die offene Tür und nahm eine sehr resolute Miene an — „noch jetzt mach ich ihn Euch abspenstig und schicke ihn da hinüber,“ er wies mit beiden Händen nach der gegenüberliegenden Seite der Straße, von wo ein goldenes Wirtshauschild herüberglänzte, „und er wird mir's danken, da er beim „Löwen“ tausendmal besser dran sein wird als bei Euch.“

„Gundsfott!“ murmelte der Wirt zwischen den Zähnen, aber er griff rasch in die Tasche und warf dem Schlingel einige Soldi hin. Der hob sie auf und hüpfte den Fremden entgegen, die jetzt unweit der Tür in der Mitte der Straße standen, die beiden Wirtshauschilder studierten und zwischen beiden zu schwanken schienen; er rief nun laut und lockend: „O, Signor, hier herein, wenn ich bitten darf; es gibt nur eine Stella d'oro in Burano und Sie werden darin wie im Himmel sein.“ Er zeigte dabei in so großzügiger Weise nach der Tür, daß das Paar unverzüglich der Einladung folgte, nachdem ihm der Fremde auf sein fragendes Nöcheln noch eine Kleinigkeit in die Hand gedrückt.

Der Junge verabschiedete sich, indem er seine fünf Finger kitzte und diesen Ruß der Dame zuwarf, dann machte er einen Salto mortale und war vor der Tür draußen.

Germine und Armand waren von dem Wirt bewillkommt worden, und sie waren ebenerdig in den großen hallenden Raum getreten, der mit roten Backsteinen gepflastert und Gaststube und Küche zugleich war. Der Gondelier, mit dem sie hierhergekommen, war gleichfalls

hier eingekehrt, er hatte ein Glas Wein vor sich und einen Teller mit kleinen Fischen, die er mit der Hand in den Mund steckte und die ihm vortrefflich zu munden schienen.

In der Küche sah man über einem offenen und sehr niedrigen Herd einen großen, flachen Kessel hängen, in dem die Fische in Del gebraten und von der Frau Wirtin, einer sehr beleibten Dame, gewendet und durcheinandergeriittelt wurden, während ihr Gatte die Obliegenheit hatte, sobald die Fische gar gebraten, sie aus dem heißen, öligen Kessel herauszukürzen.

Der Wirt ließ seinen Gästen nicht Zeit, sich lange hier umzusehen, vielleicht möchte er seine Gründe dafür haben, und lud sie ein, in das Extrazimmer zu kommen, wo sie einen gedeckten Tisch vorfinden würden. Sie folgten ihm dahin.

Es war ein kleines, nicht allzu schmutziges Stübchen, wo sie sich auf Holzstühlen sogleich niederließen und fragten, was man hier zu essen bekommen könnte. Germine versicherte, daß sie vor Hunger sterbe und daß sie gewiß mit allem zufrieden sein werde. Diese Genügsamkeit war ganz am Platze, denn obgleich der Wirt rühmend hervorhob, in seiner Osteria könne man das Beste finden, so zeigte sich's doch bald, daß dieses Beste auf eine Polenta und gebratene Fische sich reduzieren ließ. Armand bestellte gebratene Fische. Der Wirt brachte hierauf Brot und Wein und einige Zitronen und Zucker für den Fall, als die Signora sich eine Limonade zu machen wünsche.

Auf der Straße vor dem Gasthause war es lebendig geworden, die Kunde, daß Fremde in der Locanda seien, hatte sich verbreitet und eine Kinderchar, die stetig anwuchs, belagerte Türen und Fenster; die Fremden durften ihnen nicht auskommen. Alle Augenblicke wurde das leichte, weiße Fenstervorhängelchen von außen ein wenig zurückgeschlagen und ein schmutziges, keckes Bubengesicht guckte herein, grinste lästern nach dem Tisch und rief: „Eine Semmel!“ Darauf wurde er von einem anderen heruntergestoßen, der dasselbe Manöver wiederholte.

Jetzt kam ein kleines Mädchen herangelaufen — Tonina, ein winziges, überzartes Ding, nur mit einem schlotternd umgebundenen Röcklein bekleidet. Ihr mageres Gesicht war gelb und faltenreich, wie das eines alten Weibes, und sie wußte es in der entsetzlichsten Weise zu verzerren in immer wechselnden Grimassen, um das Mitleid herauszufordern.

Obwohl die Kleinste, hatte sie sich doch sofort den vordersten Platz am Fenster erobert. Sie hüpfte daselbst von einem Fuß auf den anderen, und die Art, wie sie ihre Händchen zusammenschlug, in steigender Flehentlichkeit ineinanderfaltete und dabei ein Gekreische ausstieß, so schrill und durchdringend wie das eines Vogels in Todesangst, war wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Padrone kam wohl einmal heraus, ließ einige Flüche los und hieb mit seinem Küchentuch auf die Wände ein, um sie zu vertreiben; die Kinder sprangen hinweg, setzten sich aber wie die Fliegen gleich wieder auf ihren vorigen Platz. Die Fische waren gebraten und aufgetischt, sie schmeckten vortrefflich. Wie angenehm war es doch, seinen Hunger zu befriedigen! Germine begriff jetzt die Zudringlichkeit der armen Kinder da draußen, und sie wunderte sich eigentlich, daß sie so demütige Bitter blieben, daß sie nicht ungestümm forderten. Und wieder drang das lamentable Gekreisch Toninas an ihr Ohr und das schallhafte Betteln der übrigen. Sie nahm eine Semmel und warf sie zum Fenster hinaus. Tonina stürzte sich heulend darauf. Ein Aufruhr brach los. Eine ganze Semmel, das war zuviel für sie, man suchte sie ihr zu entreißen. Tonina, gedrückt, gepreßt, geschla-

gen, bot dennoch allen die Stirn, aber schon flogen weitere Semmeln unter die Menge und man balgte sich nun um diese. Germine fand es in ihrer Gutmütigkeit und Gedankenlosigkeit drollig, und sie warf nun ein Stück nach dem anderen zum Fenster hinaus. Keins fiel auf den Boden. Wie gutdresierte Hunde fingen die Kinder sie in der Luft auf und lachten dabei wie toll.

Als die Semmeln und der Rest der Fische verteilt waren, warf sie Stücke Zucker hinaus und schließlich flogen auch die ausgepreßten Zitronen durchs Fenster und wurden mit gleicher Bier und gleichem Behagen verspeist. Jetzt läuteten die Mittagsglocken und die Kinder, die merkten, daß hier nichts mehr zu holen war, liefen nach Hause, um ihren kargen Anteil am Mittagessen nicht zu verlieren. Nur Tonina setzte sich auf das Straßenpflaster vor dem Fenster. Jetzt erst konnte sie sich mit Ruhe dem Genuße der zusammengerafften Beute hingeben, die sie in ihrem hinaufgehobenen Röckchen festhielt.

Die arme kleine Tonina hatte zu Hause nichts zu erwarten!

Ein Gefummel entstand auf der Straße und lockte Germine abermals ans Fenster. Die Spikenschule hatte ihre wohlbehüteten Pforten geöffnet und die Arbeiterinnen stürzten wie ein entfesselter Strom ins Freie.

Mehr tanzend als gehend, heftig gestikulierend, plaudernd, lachend, kamen sie alle von der Piazza herunter und eilten nach den Gärten am Kanal und nach dem Strande.

Germine hatte Marietta sogleich herausgefunden. Sie ging still und in sich gekehrt und hielt den Kopf, als wäre er schwer von Gedanken, nach vorn geneigt. Sie machte ihren Mann auf sie aufmerksam, und er mußte gestehen, daß sie von eigentümlicher Schönheit sei.

Der Padrone war wieder hereingesprungen. Er setzte sich zu seinen Gästen, um sie zu unterhalten. Gleichzeitig wurde im ersten Stock des gegenüberliegenden „schwarzen Löwen“ ein Fenster aufgerissen und ein blonder junger Mann von auffallender Blässe sah heraus.

„Oh, eh, der Engländer,“ rief der Wirt, mit einem gewissen jovialen Medern nach ihm hinaufweisend, „er späht schon wieder nach den Näherinnen; o, wir wissen gut, auf welche er's abgesehen hat. Sehen Sie, Signora, die ist's, die gerade bei dem „Löwen“ vorbeikommt; eh, eh, sie wirft ihr schwarzes Tuch über den Kopf, als wollte sie sich vor dem da oben verhüllen, eh, eh, sehr gut!“ Er rieb vergnügt seine fetten Hände an den Lenden.

„Marietta!“ rief die junge Frau überrascht, denn er hatte diese in nicht mißzuverstehender Weise bezeichnet.

„Sie kennen sie, Signora?“

„Ich habe in der Spikenschule mit ihr gesprochen; aber was hat der Engländer nach ihr zu sehen?“

„Er brennt für sie.“

„Aber sie ist ja verheiratet!“ (Fortf. folgt.)

## Gemüse und Obst im Winterquartier.

Von Hermann Krafft.

Wer ein Gärtchen sein eigen nennt und hier für den Haushalt Gemüse und Obst heranzieht, der weiß im Herbst, wenn die Haupternte einsetzt, oft nicht wohin mit all dem Segen. Mit dem Aufbewahren sind früher schlechte Erfahrungen gemacht worden oder es mangelt in der Tat an geeignetem Platz; da wird denn manches an liebe Freunde fortgegeben. So kommt auch mancher, ohne einen Garten zu besitzen, gelegentlich zu größeren Gemüse- und Obstmengen, die über den augenblick-



lichen Bedarf weit hinausgehen. Sparsame Hausfrauen kaufen auch gern im Herbst zu billigen Preisen größere Mengen ein, um sich die teuren Winterpreise zu ersparen. Für sie alle ist die Frage von Belang: wie wird das Gemüse und das Obst für späteren Gebrauch aufbewahrt?

Wer Gemüse und Obst in größeren Mengen heranzieht, wird sich manchmal besondere Ueberwinterungsräumlichkeiten herrichten lassen, wozu Keller und Schuppen oder Erdhäuser gut geeignet sind. Meist aber muß man sich anderweitig behelfen. Manches Gemüse läßt sich im Garten recht gut überwintern. Ist ein Mistbeetkasten vorhanden, so leistet dieser gute Dienste, sonst wirft man an trockener Stelle des Gartens eine ein bis anderthalb Meter breite Grube einen halben Meter tief auf. Die Länge richtet sich nach der Menge der zu überwinternenden Gemüse. In den Kästen oder in die Grube wird das Gemüse derart eingelagert, daß möglichst von einem Ende des Kastens aus alle Gemüsearten erreichbar sind, sonst müßte man im Winter oft den ganzen Kasten abdecken, und das könnte bei Frostwetter leicht Gefahr für das Gemüse bringen. Wo es möglich ist, wird man Gemüse, wie Kohl, Kohlrabi und dergleichen mit der Wurzel in die Erde setzen. Das Gemüse hält sich so noch besser, als wenn es abgeschnitten eingelagert wird, zumal auch die Schnittstellen leicht Anlaß zum Faulen geben. Man entferne auch nicht mehr Blätter, als unbedingt nötig ist, da jede Bruch- und Schnittstelle das Faulen begünstigt. Rote Rüben, Kohlrüben, Sellerie, Winterrettig und ähnliche Wurzelgewächse schlägt man gleichfalls in die Erde ein. Ein paar Herzblätter belasse man den Wurzeln. Eingeschlagen hält sich das Wurzelgewächs viel länger frisch, als wenn es einfach aufgeschichtet wird. Nur wenn der Raum gar zu beschränkt ist, entschlüsse man sich zum einfachen Lagern der Gemüse; je dichter dabei aber das Gemüse übereinander liegt, um so größer ist die Gefahr des Verderbens. Jedemfalls ist das einfach eingelegte Gemüse den Winter über öfter durchzusehen als jenes, das in Erde eingeschlagen wurde.

Tritt Frost ein, so ist der Kasten oder die Grube mit Brettern dicht abzudecken, und zwar derart, daß kein Wasser hindurchsickert; eine geeignete Lage der Bretter läßt das Wasser gut abfließen. Die Bretter dürfen auch nicht direkt auf dem Gemüse aufliegen, sondern es muß ein kleiner Hohlraum verbleiben. Ueber die Bretter wird Stroh, strohiger Mist oder trockenes Laub geschichtet. Damit letzteres nicht vom Wind fortgetragen wird, kommt eine dünne Schicht Erde darauf, oder besser noch, man deckt wieder Bretter darüber. Diese Schutzschicht muß so stark sein, daß der Frost nicht zum Gemüse dringen kann; aber man muß sie auch so herrichten, daß sie bequem zu beseitigen ist. Es ist nämlich unbedingt erforderlich, daß im Winter bei auffallend warmem Wetter die Grube gelüftet wird; es ist dabei jedoch nicht notwendig, die ganze Grube abzudecken, sondern nur an einer oder einigen Stellen. Bei solchem Lüften ist auch ein Entfernen von fauligen Blättern und dergleichen anzuraten. Das Herausnehmen von Gemüse geschieht zweckmäßig bei frostfreiem Wetter. Kartoffeln mag man einfach in Gruben schichten und dann mit Stroh und Erde frostfrei abdecken; hier ist bei guter Einwinterung ein Lüften nicht erforderlich.

Sollen Gemüse im Keller oder Schuppen überwintert werden, so hat man sich auch hier zu vergewissern, daß die Ueberwinterungsstelle frostfrei bleibt; es ist also darauf Bedacht zu nehmen, daß erforderlichenfalls von außen ein geeigneter Frostschutz gegeben werden kann. Den besten Schutz erzielt man in der Regel mit

trockenen Laub, das in entsprechend dicker Schicht zwischen die Schuppen- oder Mauerwand und davorgestellten Brettern kommt. Ein paar in den Boden geschlagene Pfähle halten die Bretter aufrecht. Auch hier ist die Frostschicht so herzustellen, daß sie vor Tür und Fenster leicht und bequem beseitigt werden kann. Bei frostfreiem Wetter ist das Lüften des Ueberwinterungsraumes unerlässlich. Ein warmer Keller ist für langes Aufbewahren von Gemüse wenig dienlich. Das Gemüse hält sich um so besser, je weniger das Thermometer über 1 oder 2 Grad Wärme steigt.

Ein Einschlagen der Gemüse in Erde wird hier meistens nicht angängig sein. Man kann deshalb auch die Kohlgemüse von ihren Wurzeln befreien und die unteren Blätter entfernen. Wer Tierzucht betreibt und insollgedessen die Blätter als Futter verwenden kann, wintert die Gemüse mit allen Blättern ein, um die Blätter nach und nach zu verfüttern. Da in solchen Ueberwinterungsräumen ein Durchsehen der Gemüse leichter möglich ist als bei der Grubenüberwinterung, so können die einzelnen Gemüse, die Druck vertragen, in mehr oder minder dicken Schichten übereinander kommen. Natürlich darf dann öfteres Umlagern nicht versäumt werden. Wurzel- und Knollengewächse schichtet



Rote Hagebuttenzweige in gelbgefärbter Vase.

man am besten in Kästen oder Tonnen in Erde oder Sand ein; sie halten sich so wesentlich besser, als wenn sie frei an der Luft liegen. Dieses Einschichten hat stets so zu erfolgen, daß alle Sorten jederzeit bequem zur Hand sind, daß also nicht erst eine Sorte vollständig aus dem Sande herausgegraben werden muß, will man zu einer anderen gelangen. Kleine Petersilienwurzeln mag man zu mehreren in entsprechend große Töpfe in gewöhnliche Gartenerde pflanzen, so daß der Kopf oben mit Erde bedeckt ist. Diese Töpfe nimmt man nach und nach in die Küche; vor das Fenster gestellt und regelmäßig bewässert, treiben hier die Wurzeln frisches Grün, das nach Bedarf geschnitten werden kann. Kartoffeln werden einfach in eine Kiste oder ein Faß geschüttet oder auf dem bloßen Erdboden unter einer Stellage geschichtet; sie sind, wie auch die Wurzelgewächse, möglichst dunkel zu halten. Alles Krautgewächs darf dagegen dem Licht ausgesetzt werden. Zichorien werden im Keller oder in Gruben eingeschlagen, nachdem die Blätter bis auf 5 Zentimeter abgeschnitten sind. Die Wurzeln treiben, wenn die Erde mäßig feucht gehalten wird, bald aus und bilden nun zarte gelbe Triebe, die als Salat im Winter gegessen werden können. Ebenso lassen sich auch die Wurzeln des gewöhnlichen Löwenzahns behandeln. Die Luft im Ueberwinterungsraum sei weder sehr trocken noch übermäßig feucht. Wurzelgewächse liebt mehr die feuchtere, Blattgewächse mehr die trockenere Luft. Reinlichkeit ist unbedingt erforderlich, da sonst der Fäulnis Vorschub geleistet wird.

Für die Aufbewahrung des Obstes sind besondere Obsthäuser natürlich am besten; solche wird man aber nur dort haben können, wo es sich um Aufbewahrung beträchtlicher Mengen für den Handel handelt. Sonst hilft man sich mit Kellern, Kammern, Schuppen oder Zimmern. Das Obst erfordert im Ueberwinterungsraum eine noch größere Sorgfalt als das Gemüse, soll der Verlust nicht gar zu erheblich werden.

Von großer Bedeutung ist eine möglichst gleichmäßige Temperatur, die im Herbst etwa 8 bis 10 Grad, im Winter 2 bis 5 Grad über Null betragen soll. Höhere Wärme beschleunigt den Reifeprozess, niedere behindert ihn. Ein gelegentlicher Frost tut keinen Schaden, sofern die Wärme nicht unter 2 Grad unter Null herabgeht. Man lasse gefrorenes Obst ruhig von selbst auftauen und berühre es nicht. Damit der Frost nicht eindringt, wird man ähnliche Schutzmaßnahmen treffen müssen wie bei der Gemüsewinterung; eventuell tut ein Petroleumheizofen gute Dienste. Der Raum muß gut zu lüften sein, damit sowohl zu große Wärme, als auch zu hohe Feuchtigkeit und übler Geruch abgeleitet werden können. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft will sorglich beobachtet werden. Ist die Luft zu trocken, so welkt das Obst leicht und wird unansehnlich; hiergegen hilft die Aufstellung einer oder einiger mit Wasser gefüllter Schüsseln. Bei zu feuchter Luft treiben die Schimmelpilze leicht ihr verderbenbringendes Wesen; fleißiges Lüften oder Aufstellung von etwas Chlorcalcium bekämpfen das Uebel. Das Chlorcalcium ist auf ein schräges Blechstück zu legen, so daß das von der Chemikalie angezogene Wasser sich in ein unter das Blech gestelltes Gefäß sammelt; das Chlorcalcium muß von Zeit zu Zeit gut getrocknet oder durch neues ersetzt werden. Ueble Gerüche sind aus dem Raume fernzuhalten, da sie leicht auf das Obst übergehen. Im dunklen Raume hält sich das Obst besser als in einem hellen.

Wer sich die künstlichen Obstgestelle nicht anschaffen will, der fertige aus Ratten solche selbst an. Alle derartigen Gestelle, ganz gleich, ob sie transportabel oder ob sie fest mit dem Raume verbunden sind, müssen so hergerichtet sein, daß die Luft überall Zutritt hat und daß man zu allen Lagen bequem heran kann. Zwischen den Ratten der Böden wird zweckmäßig ein Zwischenraum von je 2 Zentimetern gelassen.

Bevor das Obst in den Aufbewahrungsraum hineinkommt, wird dieser ordentlich ausgeschwefelt; erst wenn nach Verlauf von ein paar Tagen der Schwefel genügend durchgezogen ist, darf das Obst hineinkommen. In feuchten Räumen kann auch gelegentlich im Winter ganz wenig Schwefelsäure abgebrannt werden; dadurch wird dem Aufkommen von Fäulnisregnern vorgebeugt.

Wenn irgend möglich, so wird das Obst nur in einer Lage auf die Gestelle gelegt, ob dabei der Stiel oder der Kelch nach oben kommt, bleibt gleichgültig. Nur härtere Wirtschaftsorten mag man in zwei oder drei Schichten übereinander lagern. Das Lagern in mehreren Schichten aufeinander erschwert die Uebersicht und das Reinhalten. Sind die Gestelle sehr rauh, so kann unter die empfindlicheren Sorten eine dünne Lage reines Stroh kommen, das vor der Benutzung gehörig geschwefelt wurde. Holzvolle ist auch brauchbar, aber weniger anzuraten, da diese die Luftzirkulation mehr hindert als das Stroh.

Das Obst soll beim Einwintern gut reif, aber nicht überreif sein, da es im Ueberwinterungsraum noch nachreift. Unreife Früchte werden welk, überreife faulen. Verletzte Früchte sollen gar nicht eingewintert werden, da sie schnell von Schimmelpilzen befallen werden und deren



Verbreitung befördern. Kann man beschädigtes Obst nicht anderweitig unterbringen oder verwerten, so lege man es gesondert in den Ueberwinterungsraum und verbrauches so schnell als möglich. Die Früchte kommen in den Raum, wie sie vom Baume geerntet werden, ohne überflüssiges Sortieren; je weniger oft das Obst mit den Händen angefaßt wird, um so geringer ist die Gefahr des Entstehens von Faulstellen. Fallobst ist stets gesondert zu lagern. — Ueber Winter ist das Obst öfter durchzusehen, wobei es möglichst wenig berührt wird. Angefaultes Obst ist dabei zu entfernen. Auch wertwerdende Früchte wird man baldmöglichst verbrauchen, bevor sie ganz wertlos werden. Da alles Obst eine bestimmte Reifegrenze hat, über die hinaus es sich nicht ohne besondere Vorkehrungsmaßregeln erhalten läßt, so ist beim Verbrauch aus dem Winterlager auch auf diese Reife, die bei den einzelnen Sorten sehr verschieden ist, Rücksicht zu nehmen. Wegen dieser Reifezeit befrage man beim Einlagern einen erfahrenen Obstgärtner und mache sich dann eine entsprechende Notiz.

Die Früchte sind im Winterlager einem steten Wechselprozeß unterworfen, was sich schon darin bekundet, daß das meiste Obst beim Nachreifen seine Farbe verändert. In der Regel bekommt es hier auch erst das richtige Aroma und seinen charakteristischen Geschmack. Das Fruchtfleisch wird weicher, was darauf zurückzuführen ist, daß die Zellulosestoffe in den Früchten sich auflösen. Während der Zuckergehalt der Früchte zunimmt, erfährt der Stärkegehalt eine Abnahme. Der Säuregehalt geht nach und nach zurück. Gegen das Frühjahr hin nimmt aber der Zuckergehalt wiederum ab. —



Goldblumen in brauner Bambusvase. Strohgelbe Weberkarden in schwarz-grüner Vase.

### Wie Jung-Deutschland erwürgt wurde.

Von Ernst Kreowski.

Einiges der traurigsten Kapitel aus der Geschichte der neudeutschen Literatur, vielleicht ihr schwärzestes und erschütterndstes, das nie zur Ruhe gekommen, sondern fortgesetzt Fachgelehrte wie Schriftsteller beschäftigt hat, soll hier auf Grund der seitherigen Forschungsergebnisse aufgerollt werden; nämlich die Tatsachendarstellung staatsbehördlicher Verfolgungen und Drangsalierungen der unter dem Namen „Jung-Deutschland“ zusammengehörigen Dichter, die vor nunmehr 80 Jahren das Interesse des Bürgertums dauernd zu erregen begannen. Zwar ist es noch bis zu diesem Tage nicht gelungen, die Geheimarchive aller Regierungen nach den letzten Dokumenten zu durchsuchen, aber die weitaus wichtigsten Schätze konnten doch gehoben und der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Sonach sind wir heute imstande, den ganzen Kampf in seinem Beginn und Verlauf zu verfolgen. Zunächst wollen wir uns die politischen Zustände jener

Vollziehung der zur Erhaltung der inneren Sicherheit und zum Schutze des Besitzstandes gefaßten Bundesvereinbarungen, strenge Ueberswachung der Universitäten durch Kuratoren, Beschränkung der Pressefreiheit durch drakonische Zensur aller nicht über 20 Druckbogen starken Schriften, Einsetzung einer Zentraluntersuchungskommission über revolutionäre Umtriebe und „demagogische“ Verbindungen sowie Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips bezweckten. Unter den alle freiheitlichen Regungen brutal im Keime erstickenden Gewalten jener Beschlüsse war Deutschland ein großer Sarg, ein Leichenhaus geworden. Selbst die französische und die polnische Revolution von 1830/31 vermochten kaum das Bürgertum aus dem Schlaf zu rütteln.

Singegen kündigte sich auf allen Gebieten der Wissenschaften und Künste doch ein neuer Geist an, der ausschließlich von der studentischen Jugend getragen wurde. Der mystischen Naturphilosophie eines Schelling hatte Hegel die starre Logik der Materie und die Philosophie vom subjektiven, objektiven und absoluten Geist entgegengesetzt. Nach Hegels Tode (1831) zer-



Rosenkönig und Hagebuttenzweige. Fruchtstände von Hainbuche und Waldrebe.



Grünschwärze Liguster. Reisende rotbraune und schwarze Holunderbeeren.



fiel seine Schule innerlich und erfuhr äußerlich von Staats wegen mehrere Maßregelungen aus Besorgnis für das Positive des Christentums, ja für die Kirche überhaupt. Die Spaltung der Schule kam mit David Friedrich Strauß. Im Gegensatz zu den Alt-Hegelianern, die in Hegels Weise die Wissenschaft mit den Formen des bestehenden absolutistischen Staates und der Religion zu versöhnen suchten, drangen die Jung-Hegelianer in konsequentester Durchführung der Hegelschen Philosophie von einer völligen Verneinung des Absoluten zuletzt auch auf das Gebiet der Politik, wo sie als Revolutionäre galten und deshalb als Todfeinde der seitherigen „Ordnung“ verfolgt wurden.

Auf die Werke der schönen Literatur blieb diese rationalistische Philosophie nicht ohne Einfluß. Die romantische Schule, längst nur mehr ein Gespenst, ging unter dem Kanonendonner von Paris und Warschau zu Grabe. Aber dies alles konnte doch nur geschehen, weil sich das Wirtschaftsleben auf eine völlig neue Basis zu stellen begonnen hatte, seitdem nämlich das Zeitalter der Dampfmaschine angebrochen war. Die allmähliche Umwälzung des Transportverkehrs hatte auch eine Umwandlung der bereits durch die sozialen und politischen Postulate der französischen Revolution mächtig beeinflussten Anschauungen zur Folge. Die jetzt auf den Kampfplatz tretende Schriftstellergeneration mußte notwendigerweise eine andere sein.

Ludwig Börne und Heinrich Heine standen, obzwar fern von Deutschland, schon im scharfen Gesichts, als diesseits des Rheines einige jugendliche Talente: Karl Gutzkow, Rudolf Wienberg, Gustav Kühne, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Gustav Schlegel zu einem Bunde zusammentraten, der den Namen „Jung-Deutschland“ führte. Selbstverständlich verfolgte diese Vereinigung nur literarische und ästhetische Bestrebungen; nämlich: wie und auf welche Weise die mannigfachen Probleme der Gegenwart zu künstlerischen Gebilden verarbeitet werden könnten. Es war eine Phalanx verwandter, von ihrer Mitzeit fortgerissener kritischer Geister, die sich gegen die unschöpferische, rückwärts schauende Romantik auflehnten, ähnlich der genau fünfzig Jahre später einsetzenden Richtung des „jüngsten Deutschland“, die ihrerseits gegen die Literatur der Epigonen zu Felde zog. Daß sie die Bezeichnung „Das junge Deutschland“ wählten, geschah sicherlich nicht aus politischen, sondern lediglich aus praktischen Gründen. Alles, „was in Deutschland jungen Kopf und junges Herz hat“, wie Theodor Mundt sich einmal äußert, sollte sich unter jenem Kennwort ungezwungen vereinigen wissen. Es handelte sich also mehr um eine Ständes- und Berufsorganisation auf zum Teil wirtschaftlicher Grundlage, wozu beispielsweise der Kampf gegen den unerlaubten Nachdruck gehören sollte, obwohl Mundt bestimmte Tendenzen von geistig revolutionärer Artung im Auge hatte. Da nun aber vor, während und nach 1830 zahlreiche Geheimbünde mit politischen Zwecken bestanden, deren „staatsgefährliche“ Existenz für die Polizei „erwiesen“ war; so mußte ihr auch bald das Tun der jungdeutschen Schriftsteller als „verdächtig“ erscheinen. Es war überdies eine Periode, in der allenthalben Journale und Zeitschriften jedweder Gattung auftauchten. Die Behörden hatten ein wachsendes Auge. Ihre Nervosität steigerte sich mehr und mehr; sie schnüffelten unausgesetzt herum; es regnete Konfiskationen und Verbote. Und welcher riesigen Umfang sie gehabt haben mögen, erfährt man z. B. bei Adolf Glasbrenner, dem bekannten Berliner Satiriker, der zwischen 1833/34 allein in seinem Wochenblatte 22 deutschen Journalen humoristische Grabreden halten

konnte — bis auch ihm das Licht durch die Zensur ausgeblasen wurde. Denn „die Jahre nach der Julirevolution waren wie eine Zeit des Belagerungszustandes, wo drei miteinander plaudernde Personen schon eine Zusammenrottung bedeuten können“ (G. S. Gouben). Nicht bloß das — schon der Name: „deutsch“ war verpönt. Wie erst, wenn er so offen als unbefangen im Schrifttum der „Jungdeutschen“ zur Schau gebracht wurde! Titel ihrer literarischen Zeitschriften („Deutsche Revue“, „Bodians“, zu deutsch [literarischer] Tierkreis usw.), oder ihrer damals veröffentlichten Bücher, wie „Das neue Jahrhundert“, „Junges Europa“ (G. Laube), „Ästhetische Feldzüge“ (Wienberg), „Madonna, ein Buch der Bewegung“ (Mundt), „Vormort zu Schleiermachers Luzindenbriefen“, „Wally die Zweiflerin“, mit der diesem Roman einverleibten Entwicklungsgeschichte Jesu (Karl Gutzkow), endlich nicht zum wenigsten auch der Verkehr mit einigen politischen Flüchtlingen (Georg Büchner, Pfarrer Weidig usw.), dessen sich besonders Gutzkow schuldig gemacht hatte — solches war den Behörden geeignet genug, um die jungdeutschen Schriftsteller scharf zu bewachen.

Bisher hat man immer angenommen; sie seien der Staatsgewalt durch Wolfgang Menzel, den Stuttgarter Kritikpapa, einfach denunziert worden. Gewiß haben seine Bannflüche gegen das junge Deutschland das ihrige getan, zumal jene Andeutung: daß der „ausschweifende Republikanismus“ Wienbergs und Gutzkows mit „anderen Zeitercheinungen“ zusammenhänge. Im Grunde aber hat den deutschen Regierungen schon die Tatsache eines unter gemeinsamen Namensbegriff gestellten Vereins Anlaß zum Einschreiten gegeben. Das „schwarze Kabinett“ des Generalpostmeisters v. Nagler berichtigten Angebens arbeitete mit unheimlicher Sicherheit. Kein Brief eines irgendwie „Verdächtigen“ gelangte in des Adressaten Hände, ohne nicht vorher erbrochen und gelesen worden zu sein. Und obgleich keiner der jungdeutschen Schriftsteller weder jemals an politischen Umtrieben beteiligt gewesen ist noch Journalaufsätze oder Bücher demagogischen und hochverräterischen Inhalts geschrieben hat, so griff man doch gern zu dem todsicheren Mittel der Verdächtigung, um „amtlich“ einschreiten zu können. Polizeispitzel, namentlich der durch seine denunziatorischen Enthüllungen über „die deutschen Studentenumtriebe“ übel beleumdete Joel Jacoby, wußten ihre behördlichen Auftraggeber schon hinlänglich mit Schauer geschichten anzustacheln. Und so stand man denn vollkommen bereit, jeden beliebigen Tages das Kesseltreiben gegen die schriftstellerischen Erzeugnisse des jungen Deutschland in Szene zu setzen.

Dabei hatte man es ganz besonders auf Karl Gutzkow, als den fruchtbarsten und kraftvollsten des ganzen Kreises, abgesehen. Im August 1835 war sein oben erwähnter Roman „Wally“ erschienen, gegen den Wolfgang Menzel maßlose Kritiken schleuderte, und schon am 24. September ging Preußen mit dem Verbot des Buches voran. Bayern folgte diesem Beispiel mit der Konfiskation der „Wally“ in Würzburg und München (16. und 17. Oktober). Darauf wurde für Kassel der Verkauf des Romans wie seine Aufnahme in Leihbibliotheken verboten, und endlich sollte die Beschlagnahme der „Wally“ in Mannheim am 13. November sämtliche Tirailleurgefechte vorläufig zum Abschluß bringen.

Preußen stand vor dem Abend eines großen Ereignisses; es rüstete sich mit Spießen und Stangen gegen den Geist; es belud sich durch seine drakonische Verfügung vom 14. November 1835 gegen die junge Literatur mit untilgbarer Schmach auf ewige Zeiten.

Dank emsiger Schürfarbeit namhafter Forscher wie Johannes Broelß, Ludwig Geiger, Heinrich Hubert Gouben, Draeger und anderer kennen wir heute nicht nur den Wortlaut aller jener Erlasse, sondern auch deren Urheber und das ganze Netz spitzbüßisch gesponnener Intrigen. Ja, wir vermögen den Hergang und Verlauf der Fäden ziffernmäßig mit Daten festzustellen.

Friedrich Wilhelm III. hatte schon 1833 die Initiative zum Verbot der „Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde“ von Ludwig Börne sowie der „Französischen Zustände“, überhaupt aller früheren Schriften Heinrich Heines jedesmal nach ihrem Erscheinen, ergriffen. Ja, die eventuellen Fortsetzungen des „Salon“ waren sogar schon am 31. Dezember genannten Jahres nach Ausgabe des ersten Bandes im voraus verboten worden — eine ungesetzliche Maßregelung, die, wie wir gleich sehen werden, ihren Fortgang haben sollte. Daß bereits damals der als Ergreaktionär berüchtigte Minister Fürst Wittgenstein, der auch der Chef der politischen Polizei in Preußen war, den König gegen die Jungdeutschen scharf gemacht habe, ist anscheinend noch unaufgeklärt geblieben, aber sicher anzunehmen. Fest steht dagegen, daß er Friedrich Wilhelm III. veranlaßte, Gutzkows „Wally“ selbst zu lesen, deren Autor der König laut Theodor Mundts brieflicher Mitteilung an Gustav Kühne „hasste“ und eigenhändig darüber dem badischen Großherzog geschrieben hat, woraufhin dann am 20. Oktober 1835 das ministerielle Verbot des Romans für Baden erfolgte. Wittgenstein war es auch, der den König und das preussische Ministerium zu dem Edikt vom 14. November des Jahres 1835 zu bringen wußte.

Dieser Handlanger war aber zugleich dem österreichischen Staatskanzler Metternich ergeben. Bereits am 31. Oktober hatte Metternich seine vernichtende Ansicht über das junge Deutschland dem hohenzollerischen Polizei- und Hausminister mitgeteilt, mit der ausdrücklichen Mahnung: „des Königs religiöses und sittliches Gemüt zum Behufe kräftiger Förderung gemeinsamen Wirkens in dieser Sache in Anspruch zu nehmen — denn die Waggage ist meist im Norden oder aus selbstem“. Bereits am 6. November konnte Wittgenstein die Versicherung abgehen lassen, daß „wegen der sogenannten jungen deutschen Literatur hier alles geschehe, was man in Wien nur erwarte“. Und genau acht Tage später erfolgte das vom Justizminister Mühlner, dem Dichter des bekannten studentischen Liedes: „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus usw.“, unterzeichnete Zirkular, wodurch namentlich die Schriftsteller Gutzkow, Wienberg, Laube, Mundt unschädlich gemacht werden sollten.

Weshwegen? Auch die Begründung sollte nicht fehlen:

„Die verderbliche Richtung, welche ein Teil der jüngern Schriftsteller in der letzten Zeit einem Zweige der deutschen Literatur gegeben, hat bereits mehrere Bücherverbote herbeigeführt. . . . Diese Richtung äußert sich vorzugsweise durch ein Ankämpfen gegen jede offenbarte Religion, durch freche Angriffe auf das Christentum, durch eine Gerabwürdigung der heiligsten Verhältnisse, namentlich der Ehe, und durch Aufstellung von Grundsätzen, welche Ehrbarkeit und Sitte verletzen. Es erscheint dringend notwendig, diesem verwerflichen Treiben und seinen auflösenden Tendenzen entgegenzutreten.“ (Schluß folgt)



## Lehrjahre.

Eine Jugendgeschichte von K. Wermuth.

Herbert Frommhold, der in dem kleinen schlesischen Städtchen bekannte und hochgeachtete Nagelschmiedemeister, hatte den Sommer niedergelegt, um Hellmut noch vor Antritt seiner Lehrstelle die nötigen Anweisungen zu geben. Von elf Kindern war es bereits der dritte Knabe, den er nach Beendigung der Schulzeit fremden Händen anvertrauen mußte. Die ältesten beiden, Albert und Erwin, hatte er seinerzeit nacheinander bei einem Tischlermeister gut unterbringen können.

Bei Hellmut schien ihm die Sache nicht so einfach. Zwar hatte dieser geduldet, auch Tischler werden zu wollen, doch das war dem alten Frommhold zuviel. Es genüge, wenn zwei ein und dasselbe Handwerk erlernten. Am liebsten hätte er selbst einen der Jungen zu Hause behalten, damit ihm bei seiner schweren Arbeit später einmal eine Stütze erwachsen wäre. Diesen Wunsch hatte er in früheren Jahren seinem Weibe gegenüber oft zum Ausdruck gebracht. Damals waren aber noch andere Zeiten. Wie in allen Industriezweigen, hatte der Fortschritt der Technik auch auf dem Gebiete der Nagelproduktion revolutionierend gewirkt. Als sich anfangs für Frommhold diese unangenehme Konkurrenz bemerkbar machte, meinte er, daß sie ihm auf die Dauer nichts anhaben könne; die mittels Maschine hergestellten Nägel seien weniger standhaft als die durch die Kraft seines Armes geschmiedeten. Ein neuer Triumph der handwerksmäßigen über die maschinelle Produktion schien ihm in greifbare Nähe gerückt, und dies um so mehr, als eine Anzahl Kunden die bessere Haltbarkeit seiner Ware gegenüber der durch die Maschine hergestellten bestätigten.

Doch nur zu bald mußte er erfahren, wie die maschinellen Produkte den Markt immer mehr überschwemmen. Sein einst blühendes Handwerk wurde für ihn, der eine große Familie zu ernähren hatte, zu einem Martyrium. Nur unter Aufbietung aller Kraft gelang es ihm, den Haushalt zu bestreiten, indes Mutter und Kinder für die Beschaffung der Kleidung und sonstigen bescheidenen Bedürfnisse mitverdienen mußten. Sollte er als für seine Familie treu sorgender und gewissenhafter Vater unter solchen Verhältnissen noch einen der Jungen diesem Hungergewerbe anvertrauen? Nein! Er würde später einmal den bittersten Vorwürfen ausgesetzt sein. So war es also ein zwingendes Muß, auch diesen dritten fremder Ausbeutung auszuliefern.

Diesmal spielten aber noch mancherlei andere Bedenken eine Rolle. Durch Vermittelung der Mutter war man übereingekommen, daß Hellmut in nächster Nähe zu dem der Familie bekannten Bäckermeister Ulrich in die Lehre gebracht werden sollte. Der Vater hatte den Jungen von den Nachteilen, die gerade dieser Beruf in gesundheitlicher Hinsicht mit sich bringe, zu überzeugen versucht, doch Hellmut hatte sich bereits im Geiste in weißer Mütze und Schürze durch die Straßen des Ortes stolzieren sehen.

Die Abneigung des Vaters gegen jene Lehrstelle war aber noch begründet in dem Umstand, daß der Junge in der kinderreichen Bäckermeisterfamilie bei dem selbstherrlichen und arrogantem Wesen der Frau zu allerlei häuslichen Arbeiten Verwendung finden könnte. Das könnte er als Vater aber nicht dulden, da er seine Kinder nur zur Erlernung des betreffenden Berufes, nicht aber als „Küchenprudel“ hingebende. Doch da er nicht von vornherein energisch Einspruch gegen diesen Plan erhoben, ließ sich jetzt nichts mehr ändern. So übernahm es denn die Mutter, Hellmut den Ulrichs zu überbringen.

Sie waren in den Laden getreten, wo Frau Ulrich, eine etwa dreißig Jahre alte rüstige Frau, eine Kundin abzufertigen im Begriff war. „Aha, der neue Bäcker,“ hatte Frau Ulrich, nach der Tür gewendet, gesagt. Mit dem ausgesprochenen Wunsche, daß es gelingen möchte, aus dem Neuling einen recht braven Menschen zu machen, hatte Frau Frommhold Hellmut zur hinteren Tür des Ladens, die nach der Backstube führte, gewiesen. „Er werde schon werden,“ hatte Frau Ulrich entgegnet. Die Jungensfreiche verließen sich von selbst, wenn die Gedanken erst auf die tägliche ernste Arbeit gelenkt würden. —

Hellmut war in die Backstube eingetreten, wo der Meister, ein Geselle und noch ein vor dem Ende seiner Lehrzeit stehender Lehrling eifrig beschäftigt waren. Das Brot war gerade fertig und sollte in Körben vom Backofen nach dem Laden gebracht werden. Mit dieser Arbeit machte denn der Meister zunächst den Ankömmling vertraut.

Herr Ulrich stand ob seines schlichten und ruhigen Wesens in besserem Ansehen bei dem Vater Hellmuts. Er war eigentlich etwas zu weich. Mit seiner jetzigen Frau war er bereits die dritte Ehe eingegangen. Mit dreißig Jahren hatte er die erste Frau bei der Entbindung ihres dritten Kindes verloren; das Kind blieb am Leben. Auch die zweite Ehe war nur von sechs-jähriger Dauer. Nachdem zu den bereits vorhandenen drei Kindern noch Familienzuwachs hinzugekommen war, starb auch diese Frau am Kindbettfieber. Die ordnungsgemäße Aufrechterhaltung des Geschäfts zwang ihn, bald wieder Umschau nach einer Lebensgefährtin zu halten. Er fand sie in der jetzigen Frau, in der er sowohl für das Geschäft als auch für die Familie eine geeignete Gehilfin vermutete. Auch dieser Ehe waren drei Kinder entsprossen.

Obwohl die älteren Kinder bereits im Haushalt helfen mußten, nahm die Arbeit kein Ende. Hellmut hätte sofort seine bei den Eltern soeben aufgegeben Beschäftigung des Kinderwartens fortsetzen können, wenn er sich nicht mit allem Eifer der ihm übertragenen Arbeit des Brotwegschaffens angenommen hätte. Zudem hatte ihm der Vater eingeschärft, sich ja nicht zu anderen als den zu seinem Lehrfach gehörigen Berufsarbeiten verwenden zu lassen.

Bald hatte Hellmut die Megale mit Brot gefüllt. Jetzt ging es ans Kohlenausziehen. Die dem Backofen unmittelbar vor dem „Schub“ entnommenen glühenden Schlacken wurden später mittels Sieb von der Asche befreit und dann an die im Ort domicilierenden Schmiedemeister zur nochmaligen Verwendung verkauft. Der ältere Lehrling namens Friedrich unterrichtete Hellmut in der Arbeit des Kohlenausziehens; er hatte aufgeatmet, daß er durch den Eintritt Hellmuts in die Lehre nun endlich von dieser unsauberen Arbeit befreit werde. Seine Hände wiesen tiefe Narben auf, die sich der Kohlenstaub gebahnt hatte, und sein Gesicht wie seine Arbeitsgarderobe ließen zuweilen eher auf einen Schornsteinsfeger als auf einen Bäcker schließen.

Hellmut vermochte das mit Kohlen gefüllte Sieb nur sehr schwer in Bewegung zu setzen, zudem hinderte ihn die Asche, die Augen zu öffnen.

Er wurde den Gedanken nicht los, daß er es doch sehr eilig gehabt habe, von Hause wegzugehen. Mein er tröstete sich damit, daß das Bäckerhandwerk ja nicht bloß aus Kohlenausziehen bestehe. . . .

Nach einer Stunde war die Arbeit verrichtet. Da mit der Fertigstellung des Brotes auch die

eigentliche Tätigkeit für den Tag abgeschlossen war, wurde die Backstube ausgefegt, eine Arbeit, die Hellmut weniger Anstrengungen machte. Hierauf wurde, da es kurz vor der Tischzeit war, Toilette gemacht. Und nun konnte Hellmut auch seine neue weiße Schürze umbinden. Der Meister hatte sich inzwischen mit ihm in Verbindung gesetzt, um ihn über die Arbeits- und Schlafzeit zu informieren.

Dann hatte Frau Ulrich zum Mittagessen gerufen. Hellmut war neugierig, was es wohl heute am ersten Tage seiner Anwesenheit geben würde? Obwohl er schon tüchtig gearbeitet hatte, näherte er sich nur schüchtern dem Mittagstisch. Ulrich nötigte ihn, zuzufassen, wenn man arbeite, müsse man auch tüchtig essen, und er hätte hierzu um so mehr Veranlassung, als er noch ein erhebliches Stüd wachsen müsse, um genügend über die Backbeute hinwegzureichen. Nach kurzer Zeit war das Essen zu Ende, und da sich der Geselle sowohl wie der ältere Lehrling von ihren Plätzen erhoben, tat Hellmut das gleiche und folgte beiden zur Tür.

Nach einer halben Stunde machte Friedrich Hellmut darauf aufmerksam, daß nunmehr die Schlafzeit beginne. Obwohl Hellmut noch eine ungestörte Nachtruhe hinter sich hatte, meinte er sich gleichfalls mit niederlegen zu sollen. Auf dem Mehlboden war für die Lehrlinge eine Kammer abgeschlagen, in der sich ihre Betten befanden, indes das Bett des Gesellen in einer vis-a-vis der Kammer gelegenen kleinen Stube aufgestellt war.

Die Stunden verrannen . . . um halb zehn Uhr rief es von der Treppe: „Aufstehen!“ Hellmut sprang aus dem Bett, indes sein Kollege seine unheimliche Schlafmusik fortsetzte. Er ging an sein Bett, stieß den Schlummernden an und teilte ihm mit, daß man bereits geweckt habe. Friedrich begann sich zu reden, um bald darauf Hellmut zu sagen, daß er aufstehe. . . .

Dann begann die Arbeit wieder. Hellmut sah zu, wie Friedrich das Gefestück machte, er mußte ihm dabei mit allerhand Handreichungen behilflich sein. Bald war diese Vorarbeit getan, und nachdem beiden eine große Butterschnitte als Abendbrot gereicht worden war, konnten sie sich abermals mit einer reichlich dreistündigen Schlafzeit vertraut machen. Friedrich hatte es auch sehr eilig: den Rest des Butterbrots könne man im Bett verzehren, da jede Zeitvergeudung eine Kürzung des Schlafes bedeute. Hellmut glaubte dieser Auffassung des Älteren nicht widersprechen zu sollen und begab sich gleichfalls wieder mit in die Schlafkammer.

Um zwei Uhr nachts war man bereits wieder eifrig damit beschäftigt, die Semmeln zu machen. War diese Arbeit getan, so ging es an die Herstellung seiner Backware, soweit hierzu von der vorwiegend armen Bevölkerung Nachfrage gehalten wurde. Friedrich war über die Tätigkeit des Semmelherstellens nicht hinausgekommen. Der Meister sowohl wie auch der recht geschickte und flinke kleine Geselle nannten ihn einen ungeschickten Trottel, der, wenn er seine Lehrzeit beendet habe, wieder auf sein Dorf gehen könne, um dem Vater bei der Landwirtschaft behilflich zu sein. Durch diese Vorwürfe fühlte sich Friedrich oft tief gekränkt. War er denn schuld daran, daß er in den dreieinhalb Jahren seiner Lehrzeit es noch nicht einmal so weit gebracht hatte, feinere Backware herzustellen? Man hatte ihn ja in nichts hinreichend unterrichtet. Hatte er einmal etwas freie Zeit, so mußte ihn die Meisterin für ihren Haushalt zu verwenden.

(Fortsetzung folgt.)



**Gaben des Herbstes als Zimmerschmuck.** Blumen tragen Frohsinn ins Heim! Und darum tragen wir gern ein Blumensträußchen von unsern Ausflügen mit nach Hause, das, in Wasser gestellt, uns tagelang an die Freuden des Spazierganges erinnert. Im Frühjahr und Sommer ist die Auswahl nicht gering, aber spärlicher werden die Blümlin, wenn die Herbststürme durch die Lände brausen und im Winter ist gleich gar nichts vorhanden. Und dennoch, auch in den blumenarmen Monaten können wir uns köstlicher Naturgaben erfreuen, wenn wir es verstehen, Beizeiten zu ernten. Es gibt immerhin eine stattliche Reihe von Blumen, die ohne weiteres eintrocknen, ohne wesentlich im Ansehen zu verlieren und dann monatelang als Zimmerschmuck dienen können, bis der Staub sie gar zu unansehnlich macht. Es kommt nur darauf an, daß das

Kastanienfrüchte oder halbreife Holunderbeeren, oder rahme Silber und Spiegel mit Dopsenranken, stelle Fruchtzweige unserer immergrünen Gehölze in Vasen — stets wird eine dekorative Wirkung erzielt. Unsere Silber zeigen einiges davon.

Ob diese Sachen mit oder ohne Wasser eingestellt sein wollen, oder ob sie sich besser in feuchtem Sand halten, das will ebenso ausprobiert sein, als das, wie mit diesen schönen Gaben der Natur der Schmuckwert am besten ausgenützt wird.

**Normalzeit auf drahtlosem Wege.** Nachdem vor einigen Jahren der Professor Reithofer in Wien zusammen mit dem Uhrmacher Morawek die erste Uhrenanlage mit drahtloser Regelung geschaffen hatte, ist die funktentelegraphische Signalgebung zur Uebermittlung genauer Zeit auch anderen Orten eingerichtet

nach Stundenablauf oder nur zu einer bestimmten Tageszeit erfolgen.

**Höchst einfache neue Dampfturbinen.** Wenn man gegen eine flache, drehbare Scheibe einen Wasser- oder Luftstrahl schräg auftreffen läßt, so daß er nicht gerade die Richtung eines Durchmessers hat, dann beginnt die Scheibe sich zu drehen und wird unter dem Einfluß des Strahles mitgenommen. Es würde aber jedem als sehr gewagt erscheinen, diese einfache Erscheinung zur Konstruktion eines Motors zu benutzen. Man besetzt die Scheibe vielmehr mit ausgesprochenen Schaufeln, die den Strahl richtig aufnehmen; und so hat man denn im Prinzip die Turbine, die sowohl mit Wasser wie mit Dampf betrieben werden kann. Das war bisher die Art, wie man Turbinen baute. Der amerikanische Elektriker Tesla ist nun aber zu



Sitzung des Chemnitzer Parteitag.

Material im richtigen Reifestadium abgeknitten wird. Beobachtung und Erfahrung müssen hier die Lehrmeister abgeben.

Da ist das Heidekraut, dann die verschiedenen Gräserarten, die Seggen, die Schilfbomben, das große Geer der bisseartigen Gewächse und anderes mehr. Manches davon muß schon im Sommer geschnitten werden, anderes reift erst im Herbst. Das Laubwerk der immergrünen Bäume und Sträucher ist den ganzen Winter hindurch zu haben. Wo es schon im Herbst gesammelt wird, läßt es sich gleich vielen Waldpartern im kalten Keller für gelegentlichen Gebrauch monatelang frisch erhalten, wenn es in Wasser gestellt wird.

Und wie reichhaltig ist die Auslese unter den Früchten des Herbstes! Hagebuttenzweige mit den vielfachen Farbentönen von Grün, Gelb und Rot eifern an Schönheit mit dem bunten Farbenspiel der Schlehenbeeren um die Wette. Kräftig leuchtet das Rot der Vogelbeeren. Halbreife Brombeeren, Pfaffenhütchen, Federnfische, Hartriegel sind ebenso nutzbar wie die Fruchtstände von Buche, Eiche, Erle, Ahorn, Feinbuche und andere. Man lege in eine grün palmierte Schale reisende, zum Teil aufgeplante

worden. Nach dem Verfahren von Reithofer und Morawek dient eine auf Normalzeit einjustierte Primäruhr dazu, in jeder Minute durch ein Kontakt- rad den Strom eines Hochspannungs-Induktors einzuschalten, das zwischen den Elektroden eines Luftleiter-systems eine kurze Funkenreihe erregt. Davon breiten sich sofort die elektrischen Wellen nach allen Seiten hin in der Luft aus und treffen die Luftdrähte der konzentrisch an mehreren Punkten der Stadt gelegenen Empfangstationen. Diese sind dann vermittels einfacher Leitungen mit den öffentlichen Sekundär- röhren an den Straßen und Plätzen verbunden. Die empfindlichen Empfangsinstrumente der Stationen beeinflussen augenblicklich die übersehenden Schalt- instrumente, die durch einen kurzen stärkeren Strom die Sekundär- röhren in jenen Zeitabschnitten betätigen. Der Hauptvorteil der Erfindung ruht darin, daß man mit den elektrischen Wellen, die mit der kolossalen Geschwindigkeit des Lichts fortschreiten, die genaue Zeit im selben Moment sehr weit entlegenen Stationen ohne besondere Fernleitung mitteilen kann. Dies braucht nicht immer minuteweise zu sein, es kann auch, wie man es danach im Seeverkehr begonnen hat,

einer neuen Art übergegangen. Bei Dampfturbinen durchstreift der Dampf das Schaufelgehäuse und die Schaufelräder mit ungeheuren Geschwindigkeiten. Trifft ein so schnell bewegter Strahl von Masse auf eine Scheibe, so gibt er an sie den größten Teil seiner Energie ab, d. h. er nimmt die Scheibe mit, wenn sie drehbar ist, oder zerstört sie, wenn sie fest ist. Besonders wenn der Dampf Gelegenheit hat einen längeren Weg in den Scheiben zu machen, wird das Mitnehmen der Scheiben so vollständig, als ob man richtige Schaufeln hat. Die vom Dampfe an die Scheiben abgegebene Energie kann dann von der Laufradachse nutzbar abgenommen werden. Oben tritt z. B. der Dampf in das Gehäuse ein und kommt nach Durchstreifen der Scheiben unten wieder heraus. Damit erhalten die Scheiben eine bestimmte Dreh- richtung, die man aber sofort umkehren kann, wenn man den Dampf umgekehrt ein- und austreten läßt. Man hat es also auf die leichteste Weise in der Hand die Drehrichtung der neuen Dampfturbine umzulehren, fast ebenso leicht wie bei den Elektromotoren. Zudem ist die Konstruktion so denkbar einfach, daß ein weitere Vereinfachung ausgeschlossen erscheint. -10-